

DOUGLAS PRESTON
LINCOLN CHILD

OCEAN

INSEL DES GRAUENS

Ein neuer Fall für Special Agent Pendergast

THRILLER

Aus dem amerikanischen Englisch
von Frauke Czwikla

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Crooked River« bei Grand Central Publishing, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe Dezember 2020
Knaur HC

© 2020 by Splendide Mendax, Inc. and Lincoln Child

© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ralf Reiter

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: deanjameshill / shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-22695-7

2 4 5 3 1

*Lincoln Child widmet dieses Buch
seinen Eltern Bill und Nancy*

*Douglas Preston widmet dieses Buch
Steve Elkins*

Ward Persall wanderte den köstlich kühlen Streifen des schmalen Strands entlang, auf dem die Wellen über den glitzernden Sand glitten. Er war gerade erst siebzehn, klein und dürr für sein Alter und sich dessen schmerzlich bewusst. Der Tag war wolkenlos, die Brandung schäumte aus dem Golf von Mexiko heran. Seine Flip-Flops versanken mit seltsam angenehmem Druck in der feuchten Oberfläche, und bei jedem Schritt schleuderte er ein Klümpchen Sand von seinem Zeh.

»Hey, Ward.« Sein Dad rief nach ihm, und Ward drehte sich zu ihm um. Er saß allein auf einer Strandliege ein paar Meter vom Wasser entfernt, eine Baseballmütze der Washington Nationals auf dem Kopf, ein Badetuch über seine Beine drapiert. Das dicke grüne Notizbuch von Boorum & Pease, das ihn niemals zu verlassen schien, lag aufgeschlagen in seinem Schoß. »Pass ein bisschen auf deine Schwester auf, ja?«

»Klar.« Als würde er das nicht seit fast einer Woche tun. Abgesehen davon lief Amanda nirgendwohin. Mit Sicherheit nicht ins Meer. Sie war ein Stück weiter den Strand hinunter auf Muschel-suche, vornübergebeugt in einer speziellen Haltung, die, wie er gelernt hatte, »Sanibel Stoop« hieß.

Wards Blick ruhte weiter auf seinem Vater, als dieser sich wieder über sein Notizbuch beugte und Gleichungen oder Notizen oder andere Dinge aufschrieb, die er Ward niemals sehen ließ. Sein Vater arbeitete für ein privates Rüstungsunternehmen in Newport News und machte stets einen Riesenwirbel darum, dass er seiner Familie beim Abendessen nichts von seinem Arbeitstag und dem, was er getan hatte, erzählen durfte – was nur dazu beitrug, den Graben zwischen ihnen zu vertiefen. Komisch, wie Ward anfing, Dinge zu bemerken, Dinge, die immer schon da gewesen waren, die er jedoch nie exakt hatte be-

nennen können, wie den Grund, warum sein Vater immer Baseballkappen trug (um seine Glatze zu verbergen) oder warum er seine bleichen Beine mit einem Handtuch bedeckte (um Hautkrebs zu vermeiden, der in der Familie lag). Er nahm an, dass seine Mutter diese Dinge und wesentlich mehr ebenfalls bemerkt und dies zweifellos zur Scheidung vor drei Jahren beigetragen hatte.

Jetzt rannte seine Schwester auf ihn zu, in der einen Hand den Eimer, in der anderen eine Plastikschippe. »Schau mal, Ward«, rief sie aufgeregt, ließ das Schippchen fallen, steckte den Arm in den Eimer und zog etwas heraus. »Eine Pferdeschnecke!«

Er nahm sie ihr ab und musterte sie gründlich. Zu seiner Linken erklang unaufhörlich das monotone Geräusch der Brandung. »Hübsch.«

Sie griff danach und legte sie zurück in den Eimer. »Zuerst habe ich gedacht, es wäre eine Hornschnecke, an der sich die Huckel abgeschliffen haben. Aber die Form ist irgendwie falsch.« Und ohne seine Antwort abzuwarten, begab sie sich wieder auf Muschelsuche.

Ward sah ihr ein bisschen zu. Es war angenehmer, als seinen Vater zu beobachten. Dann schaute er sich rasch um, um sich zu vergewissern, dass keine neuen Schätze ans Ufer gespült worden waren, während er mit ihr geredet hatte. Doch dieser Strandabschnitt von Captiva Island war ruhig und die Konkurrenz minimal: In Sichtweite befand sich nicht mehr als ein Dutzend Menschen, die in derselben kuriosen Haltung wie er und seine Schwester am Rand der Brandung entlangliefen.

Als sie vor fünf Tagen auf Sanibel Island eintrafen, war Ward unheimlich enttäuscht gewesen. Seine vorherigen Ferien am Meer hatten nach Virginia Beach und Kitty Hawk geführt. Sanibel schien wie das Ende der Welt, ohne Promenade, mit nur wenigen Geschäften und Lokalen, und am allerschlimmsten: mit lausiger Internetverbindung. Doch im Lauf der Tage hatte er sich an die Stille gewöhnt. Er hatte genug Filme und Bücher

heruntergeladen, um die Woche zu überstehen, und er brauchte keinen Internetzugang, um neue Modelle für das Side-Scroller-Spiel zu berechnen, das er für seinen Anwenderkurs in Python entwickelte. Seit der Scheidung hatte sein Dad nur wenige Möglichkeiten gehabt, mit ihnen in die Ferien zu fahren – wegen der Unterhaltszahlungen, und so blieb nicht viel Geld übrig –, und als ein Arbeitskollege ihm eine Woche in seinem kleinen Strandhaus auf Sanibel Island angeboten hatte, direkt am Golf, hatte er zugegriffen. Ward wusste, dass selbst das ihr Budget überstrapazierte, mit den Flügen und den Restaurantbesuchen und so, und er hatte sich gehütet zu maulen.

Die Muscheln hatten dabei geholfen, sich mit dem Ort anzufreunden.

Sanibel und Captiva Island an der Südwestküste Floridas gehörten zu den weltbesten Plätzen zum Muschelsuchen. Sie erstreckten sich wie ein Netz in den Golf von Mexiko hinein und fingen alle möglichen Sorten von Muscheln, tot oder lebendig, und streuten sie über den Sand. In der Nacht vor ihrer Ankunft war ein Sturm durchgezogen, was sich als Glücksfall erwies: Offenbar schwemmten dadurch immer noch mehr Muscheln an. Ihr erster Tag am Strand hatte einen fast unglaublichen Reichtum an ungewöhnlichen und schönen Exemplaren erbracht – nicht die Krabbenscheren, zerbrochenen Muschelschalen und anderen Mist, die man an den Outer Banks fand –, und das Muschelfieber hatte ihn und seine Schwester gepackt, besonders Amanda. Mittlerweile war sie zu einer Art Expertin geworden, die Kaurimuscheln, Wellhorn- und Strandschnecken auseinanderhalten konnte. Wards eigene Faszination hatte nach einigen Tagen nachgelassen, und sein Blick war wesentlich kritischer geworden. Nun sammelte er nur noch hier und dort ein paar besonders schöne Exemplare auf. Sein Vater erlaubte ihnen nur jeweils eine Tasche voller Muscheln für den Rückflug, und Ward wusste, dass die Auslese morgen Abend – und Amandas Proteste – die Hölle werden würde.

Die Flut stieg, Wind kam auf, und die Wellen schlugen ein wenig energischer ans Ufer. Eine Welle spülte über Wards Füße und ließ eine rosa Spiralmuschel über seine Zehen rollen. Als er sie aufhob, schob sich ein anderer Muschelsucher heran – leuchtende Farben im Wasser zogen sie an wie die Fliegen – und spähte schwer atmend über seine Schulter.

»Tellmuschel?«, fragte der Mann aufgeregt. Ward drehte sich zu ihm um – ungefähr fünfzig, übergewichtig, Ron-Jon-Schirmmütze, billige Sonnenbrille und an beiden Armen von den Ellbogen abwärts Sonnenbrand. Natürlich ein Tourist wie alle anderen ringsumher. Die Einheimischen kannten die beste Zeit, um den Strand abzusuchen, und Ward sah sie selten.

»Nein«, sagte Ward. »Nur eine Kegelschnecke.« Seine Schwester, instinktiv alarmiert von einem möglichen Fund, hüpfte herüber, und er warf sie ihr zu. Sie betrachtete sie flüchtig, machte eine Bewegung, als wollte sie sie ins Wasser zurückschleudern, und ließ sie dann nach nochmaliger Überlegung in ihren Eimer fallen.

Der Mann mit dem Sonnenschutz zog sich zurück, und Ward ging weiter, Amanda hinterher, während die Knochen uralter Meereswesen unter seinen Flip-Flops knirschten. Der Gedanke ans Packen erinnerte ihn daran, dass sie übermorgen wieder zu Hause sein würden, was die Wiederaufnahme seines Lebens bedeutete – den Abschluss der elften Klasse und dann der Beginn der Plackerei mit Tests, Essays und Collegenbewerbungen, die unweigerlich folgen würden. In letzter Zeit hatte er angefangen, sich Sorgen zu machen, dass er wie sein Vater enden würde – arbeiten wie ein Pferd, aber irgendwie nie weiterkommen, überflügelt werden von jüngeren Leuten mit glänzenderen Abschlüssen und größerem Vermarktungstalent. Er glaubte nicht, dass er das aushalten könnte.

Eine weitere Welle überspülte seine Füße, und automatisch korrigierte er seinen Kurs Richtung Inland. Frische Muscheln strudelten mit dem Sog zurück: eine Schraubenschnecke, ein Mu-

schelhorn, noch eine Schraubenschnecke und noch eine. Die Menge verdammter Schraubenschnecken, die er mittlerweile gesammelt hatte, reichte für ein ganzes Leben.

Eine weitere Welle, noch wuchtiger, und er blickte aufs Meer hinaus. Die See wurde definitiv rauer. Das war vermutlich eine gute Sache: Morgen war ihr letzter ganzer Tag, und vielleicht kam noch ein Sturm, der eine wahre Goldgrube herantrieb wie am ersten Tag hier ...

In diesem Moment fiel sein Blick auf ein grünes Aufblitzen direkt vor ihm. Ein hellerer Farbton als das türkisfarbene Wasser, und es überschlug sich kreiselnd, wich mit den Wellen zurück. Und es war groß. Ein mit der Strömung kämpfendes Muschelhorn? Nein, die Farbe passte nicht. Es war auch keine Wellhornschnecke.

Seine gelangweilte Haltung löste sich augenblicklich in nichts auf und wurde von der Gier des Sammlers nach Raritäten ersetzt. Verstohlen blickte er den Strand auf und ab. Weder seine Schwester noch der Mann mit der Schirmmütze hatten etwas bemerkt. Beiläufig steigerte er sein Schrittempo. Es würde mit der nächsten Welle zurückkehren oder vielleicht mit der übernächsten.

Dann sah er es wieder, halb unter Wasser, ungefähr zwei Meter vom Ufer entfernt. Und dieses Mal wurde ihm klar, dass es sich keineswegs um eine Muschel handelte, sondern einen Sneaker. Einen nagelneuen, hellgrünen Sneaker. Einen in dieser Art hatte er noch nie gesehen.

Auch wenn er sich keine leisten konnte, wusste er aus der Schule, dass bestimmte Sneaker super Sammlerstücke waren. Balenciaga Triple S oder Yeezys wurden oft für drei- oder vierhundert Dollar verkauft, wenn man überhaupt welche finden konnte. Und falls man richtig Glück hatte und ein seltenes Paar wie den Air Jordan 11 Blackouts schoss, konnte man das gebraucht auf eBay leicht für eine vierstellige Summe verkaufen.

Trotz Amandas ständiger Muschelsucherei würde das beste Exem-

plar, das sie diese Woche gefunden hatte, vielleicht zehn Dollar bringen.

Ein Sneaker, nur einer, und durchgehend grün. Welche verdammte Marke war das? Er trieb wieder auf das Ufer zu, und im nächsten Moment würde er es wissen.

Mit gedämpftem Brausen spülte die Brandung um seine Knöchel. Geschickt schnappte er den Schuh aus dem Wasser. Scheiße, war der schwer – zweifellos mit Wasser vollgesogen. Trotzdem hatte er großartig seine Form bewahrt. Automatisch drehte er ihn um, um die Sohle zu mustern, doch fand sich auf der gummierten Fläche weder Logo noch Markenname.

Er spürte mehr, als dass er sah, wie Amanda und der Mann mit der Schirmmütze sich ihm wieder näherten. Er ignorierte sie und starrte auf die Sohle. Vielleicht war es ein Prototyp. Vermutlich testete man sie hier auf dem Strand. Für einen Prototyp würden die Leute sogar noch mehr bezahlen. Instinktiv folgte sein Blick der Wellenlinie. Falls das Gegenstück in der Nähe trieb, würde diese einzigartige Entdeckung eher mäßige Ferien in etwas Besonderes verwandeln, sogar ...

Plötzlich schrie seine Schwester auf. Ward musterte sie stirnrunzelnd. Sie schrie wieder, noch lauter. Aus irgendeinem Grund starrte sie auf den Schuh in seiner Hand. Neugierig blickte er nach unten und drehte das Handgelenk, um besser sehen zu können.

Jetzt konnte er in den Sneaker schauen. Etwas steckte darin, breiig, leuchtend rosa, aus dessen Mitte eine reinweiß leuchtende Scherbe ragte. Ward erstarrte, sein Verstand war nicht ganz in der Lage zu verarbeiten, was er sah.

Sein Vater war aufgesprungen und rannte auf sie zu. Scheinbar von weit weg konnte Ward den Mann mit der Schirmmütze fluchen, seine Schwester kreischen hören, dann beugte sie sich vor und erbrach sich auf den Sand. Abrupt von seiner Starre erlöst, schleuderte Ward den Schuh mit einem krampfhaften Ruck von sich, stolperte zurück, verlor das Gleichgewicht und fiel auf die

Knie. Doch noch während er das tat, wandte er den Blick instinktiv zum Meer, wo er nun, in den schaumgekrönten Wellen treibend, mehr Sneaker ausmachen konnte, Dutzende und Aberdutzende, die träge und unerklärlich auf das Ufer zutrieben.

P.B. Perelman bog mit seinem Ford Explorer auf den öffentlichen Parkplatz von Turner Beach ab. Er hatte nach der Meldung aus der Notrufzentrale nur fünf Minuten gebraucht, um hierherzugelangen – sein Haus am Coconut Drive war nicht einmal eine Meile entfernt –, doch er war erleichtert, zwei seiner Officers der Strandpatrouille, Robinson und Laroux, bereits vor Ort anzutreffen. Robinson schien den Strand zu räumen, die Leute zu ihren Autos zu treiben, ehe er das Areal mit Polizeiabsperrband abgrenzte. Laroux stand ungefähr vierhundert Meter weiter den Strand hinunter und sprach mit einer kleinen Gruppe von Personen. Während Perelman zusah, blickte der Officer zum Wasser, drehte sich um und rannte in die Brandung, fischte etwas heraus und legte es außer Reichweite der Wellen vorsichtig auf den Sand.

Wie Dorothy Parker zu sagen pflegte: Was für eine neue Hölle war das? Die Zentrale hatte nur von einem »Vorfall am Strand« geredet. Doch wusste er aus persönlicher Erfahrung, dass diese drei Worte selbst an einem so verschlafenen Ort wie Sanibel oder Captiva Island alles bedeuten konnten, von betrunkenen Wochenendgästen, die ihre Schnellboote in der Dunkelheit auf den Strand setzten, bis zu Sonnenwendfeiern der vergreisten Nudistenkolonie von North Naples.

Perelman lief vom Explorer über den schmalen Streifen Dünen gras und Seehafer zum Strand. Dabei kam ihm Robinson entgegen, der zügig zwei erschüttert wirkende Familien – samt Decken, Liegestühlen, Kühlboxen und Luftmatratzen – zum Parkplatz geleitete.

»Rufen Sie lieber die Kavallerie, Chief«, murmelte Robinson, als sie aneinander vorbeingingen.

»Alle?«

Als Antwort wies Robinson nur mit dem Kopf zu Officer Laroux. Perelman setzte seinen Weg über den Strand mit gesteigertem Tempo fort. Laroux, der zu der kleinen Personengruppe zurückgekehrt war, riss sich erneut los und rannte in die Brandung, um etwas herauszufischen. Als Perelman näher kam, konnte er erkennen, dass es sich um eine Art Slipper aus hellgrünem Material handelte.

Laroux erblickte ihn und blieb stehen. Als Perelman ihn erreichte, sah er, dass in dem Schuh ein Fuß steckte. Dem Anschein nach ein abgetrennter Fuß.

Schweigend hielt Laroux ihm den Schuh zur Begutachtung hin und stellte ihn dann behutsam auf den Sand. »Hallo, Chief.«

Perelman starrte nach unten und schwieg einen Moment. Dann wandte er sich an seinen Deputy. »Henry«, sagte er. »Wärs du so nett, mich auf den letzten Stand zu bringen?«

Der Officer erwiderte seinen Blick mit befremdlich ausdrucksloser Miene. »Reece und ich waren im Streifenwagen auf dem Weg nach Silver Key. Kurz vor Blind Pass fiel mir auf dem Strand eine Art Unruhe auf. Ich habe eine Meldung abgesetzt, und wir sind abgebogen, um –«

»Ich möchte wissen, was *hier* los ist.« Perelman deutete auf den Schuh.

Laroux folgte seinem Blick. Dann wies er mit einer Art hilflosem Achselzucken über seine Schulter.

Der Chief folgte der Geste. Und er sah jetzt viele Schuhe, aufgereiht oberhalb der Flutlinie. In allen schienen Füße zu stecken. Und als er den Blick zum Meer wandte, sah er noch mehr in der Brandung treiben. Möwen begannen laut kreischend darüber zu kreisen.

Perelman begriff, warum seine Officer zu beschäftigt, zu überwältigt gewesen waren, um mehr als eine einfache Meldung abzusetzen, als sie fünf Minuten zuvor in ihrem Streifenwagen eingetroffen waren. Er spürte es auch: ein unerwarteter Albtraum, so bizarr und haarsträubend, dass es schwerfiel zu glauben, was man sah. Er

schloss die Augen und atmete tief ein, dann noch einmal. Dann zeigte er auf die kleine Gruppe am Rand der Dünen. »Sind das die Leute, die den, äh, ersten Fuß gefunden haben?«

Laroux nickte.

Der Chief sah sich noch einmal um. Laroux' Instinkte waren gut. Bis zum Eintreffen der Verstärkung war das Beste, was er tun konnte, die Füße aus dem Meer zu holen und in ungefähr der Höhe, in der sie angeschwemmt worden waren, in einer Reihe auf trockenes Gelände zu stellen.

»Konntest du etwas von ihnen in Erfahrung bringen?«

»Sie wissen nicht viel, nicht mehr als das, was wir selbst sehen.«

Perelman nickte. »Okay. Gute Arbeit.« Er sah auf die Brandung.

»Bleib dran, hol jeden einzelnen raus, und denk dran, wir haben es mit menschlichen Überresten zu tun.«

Als Laroux zurück ins Wasser watete, holte der Chief sein Funkgerät heraus. »Zentrale, hier Perelman.«

»Zentrale. Schieß los, P. B.«

Es war also *tatsächlich* Priscilla, die an diesem Vormittag Dienst hatte. Er hatte schon gedacht, dass er ihr charakteristisches Knacken erkannt hatte. Niemand anders wäre so dreist, ihn »P. B.« zu nennen. Sie redete ihn nicht nur mit seinen Initialen an, deren Bedeutung er niemals jemandem offenbart hatte; sie genoss es auch noch zu raten, was sie bedeuteten, wann immer er in Hörweite war. Vielleicht glaubte sie die Lizenz zum Klugschreiben zu haben, weil er ein so unwahrscheinlicher Polizeichef war. Wie auch immer, sie hatte bereits einige Dutzend Versionen ausprobiert – darunter Pistolen-Bambi, Persico Bowle und Penis-Bruch –, ohne der Wahrheit auch nur nahe zu kommen.

Er räusperte sich. »Priscilla, wir haben Alarmstufe Rot. Ich will, dass du jeden, der Waffe oder Dienstmarke hat, hierherschickst.«

»Sir.« Priscillas Stimme klang beträchtlich schärfer.

»Ich will beide Lieutenants im Dienst und alle Sergeants in Bereitschaft, für den Fall, dass wir kurzfristig eine Ausgangssperre verhängen müssen. Sie kennen das Prozedere. Sag ihnen, sie sol-

len unauffällig vorgehen. Wir wollen die Touristen nicht in Panik versetzen. Wir sperren jetzt den kompletten Strand von Captiva und das westliche Ufer. Sie sollen Vorbereitungen für eine eventuelle Evakuierung von Captiva Island treffen. Und alarmiere die Bürgermeisterin, falls sie nicht schon Bescheid weiß.«

»Sir.«

Perelman redete mittlerweile sehr schnell. Es schien, als würden seine Wörter mit jeder Sekunde beschleunigen. In der Zwischenzeit hatte Laroux vier oder fünf weitere Schuhe herausgefischt. Grob geschätzt machte das fünfundzwanzig, und es wurden immer mehr angespült. Im Moment verjagte der Officer die Möwen, die versuchten, sich damit davonzumachen. Robinson hatte die letzten Muschelsucher und Sonnenanbeter vom Strand geleitet und war dabei, die Zugänge abzusperren.

»Ich will einen Kontrollpunkt am Ende des Sanibel Causeway und einen zweiten an der Blind Pass Bridge. Den zweiten dürfen nur Anwohner und Ferienhausmieter von Captiva passieren. Benachrichtige das Büro der Rechtsmedizin von District Twenty-One, es muss sofort jemand kommen, der menschliche Überreste am Turner Beach untersuchen kann.«

»Sir«, sagte Priscilla zum dritten Mal.

»Ruf das Hauptquartier der Küstenwache in Fort Myers an. Sie sollen so schnell wie möglich einen Kutter schicken. Ich glaube, die USCGC *Pompano* liegt im Moment vor der Station Cortez. Der Kommandostab soll sich umgehend mit mir in Verbindung setzen. Und alarmiere die Flugüberwachung. Der Luftraum über Captiva darf nur für Rettungsmaßnahmen freigegeben werden, keine Medienhubschrauber. Hast du alles?«

Kurze Stille, in der Perelman das Kratzen eines Stifts vernehmen konnte. »Roger.«

»Gut. Sobald die Inseln gesichert sind und die Kontrollpunkte stehen, soll sich jeder freie Officer hier bei mir in Blind Pass melden. Perelman Ende.«

Er steckte das Funkgerät wieder ein und warf erneut einen Blick

in Laroux' Richtung. Der Officer beeilte sich nach Kräften, die Schuhe aus dem Meer zu bergen, doch die Möwen bildeten mittlerweile einen kreischenden, wirbelnden Schwarm, dem Laroux unterlegen war. Perelman war sich vage der unglaublichen Merkwürdigkeit der Situation bewusst, doch konzentrierte er sich nichtsdestotrotz darauf, die Lage unter Kontrolle zu bekommen. Fünfundzwanzig Schuhe, fünfundzwanzig *FüÙe*, die an den Strand gespült worden waren, und wie es aussah, würden mit der Flut noch viel mehr herantreiben. Es wäre leichter, sie einfach auf einen Haufen zu werfen, doch Perelman wusste, dass jedes Indiz von Bedeutung sein würde und die Schuhe unbedingt so nah wie möglich an der Stelle bleiben mussten, an der sie angeschwemmt worden waren.

Er zog seine Revierkamera aus der Tasche und machte Bilder und kurze Videos von der Szene am Strand. Dann sah er sich nach den Augenzeugen um, die hinter der Absperrung standen, eine kleine, geisterhaft wirkende Gruppe. Er wollte sie unbedingt befragen, obwohl er bezweifelte, dass viel dabei herauskommen würde, doch im Moment war es seine Aufgabe, den Fundort zu sichern und zu schützen, bis Verstärkung eintraf.

Die Möwen sammelten sich, die Luft war erfüllt von ihren Rufen. Perelman sah eine neben einem Schuh landen.

»Henry! Schieß auf die Möwen!«

»Was?«

»Schieß auf die Möwen!«

»Es sind zu viele, ich kann sie nicht erleg—«

»Feure einfach in ihre Richtung! Scheuch sie weg!«

Er sah zu, wie Laroux seine Glock aus dem Halfter zog und in die Luft in Richtung Meer feuerte. Eine riesige Wolke kreischender Möwen stieg kreisend zum Himmel auf, darunter auch die, die sich beinahe den Schuh geschnappt hätte. Als er das Ufer entlangschaute, sah er bedrückt, dass aus der Ferne noch mehr Schuhe antrieben. Vermutlich musste der komplette Weststrand als Fundort abgesperrt werden.

Und nun bemerkte Perelman Gestalten, die in Abständen oben auf den Dünen auftauchten. Sie versuchten nicht, näher zu kommen; sie standen einfach dort und starrten, wie Wächter. Gaffer. Ihm sank das Herz. Das waren keine Touristen, sondern Einheimische. Menschen, die am Captiva Drive lebten, deren Strand von dieser seltsamen und schrecklichen Flut heimgesucht wurde. Während er sie einen nach dem anderen musterte, wurde ihm klar, dass er mindestens die Hälfte mit Namen kannte.

Der Tod ist eine wilde Lerche ... Die Berge toter Fels ...

Plötzlicher Aufruhr; ein Schrei und ein Fluch, gefolgt von wildem Gebell. Vorübergehend orientierungslos angesichts der nicht zu bewältigenden Aufgabe, sah Perelman sich um und erblickte einen kupferfarbenen Wirbel: Ein Hund war soeben an ihm vorbeigeflitzt, einen Schuh fest in der Schnauze, und rannte nach Nordosten in Richtung Schutzgebiet – ein Irish Setter namens Sligo.

Scheiße.

»Sligo!«, brüllte er. »Sligo, hier!«

Aber der Hund raste weiter, mit einer Schnauze voll Indizien, menschlichen Überresten. Falls Sligo das Schutzgebiet erreichte, würden sie die Indizien nie wiedersehen.

»Sligo!«

Es half nichts. Der Hund, aufgeregt von der ganzen Unruhe und komplett im Jagdfieber, war jenseits jeden Gehorsams.

»Sligo!«

Die Beweiskette nicht unterbrechen, brüllte seine Ausbildung ihm praktisch ins Ohr. *Um jeden Preis respektvoll mit menschlichen Überresten umgehen.* Als Chief hatte er dafür die Verantwortung. Perelman zog seine Dienstwaffe.

»Was machen Sie da?«, rief eine Stimme aus der Reihe der Beobachter.

»Nein! Nicht«, kreischte jemand.

Perelman zielte, holte einmal tief und bebend Luft, stabilisierte die Waffe, dann – gerade als der Hund ins Gebüsch springen wollte – drückte er ab.

Der Hund überschlug sich ohne einen Laut, blieb auf dem Rücken liegen, und der Schuh fiel aus seiner Schnauze. Ein schrecklicher Moment verging, und etwas wie ein Stöhnen durchlief die Menschen, die auf der Düne standen.

»O mein Gott«, keuchte jemand, »er hat den Hund erschossen.« Perelman schob die Waffe zurück ins Holster. *Drecksack*.

Hinter ihm erklangen weitere Schüsse: Laroux verscheuchte die Möwen, während er verzweifelt weitere Schuhe barg. Robinson lief hinüber, um ihm zu helfen. Aus der Ferne vernahm Perelman das Knattern eines Helikopters und das Dröhnen eines Schiffsmotors, der durch Wasser schnitt.

»He, Sie, *Mister!*«, erklang eine laute, vorwurfsvolle Stimme. Perelman sah hinüber zu der Reihe von Zuschauern.

»Sie haben den Hund erschossen!« Es war eine Frau, ungefähr fünfzig Jahre alt, ihr anklagend bebender Finger zeigte auf ihn. Er kannte sie nicht, vielleicht war sie nur für die Saison hier.

Er sagte nichts.

Die Frau trat an den Rand der Absperrung. »Wie konnten Sie nur? Wie *konnten* Sie das nur *tun*?«

»Ich durfte ihn nicht mit Beweisen verschwinden lassen.«

»Beweise? *Beweise?*« Die Frau schwenkte den Arm in Richtung Strand. »Haben Sie nicht schon genug?«

Etwas – vielleicht die Art, wie die Frau so verächtlich auf die reglosen, hier und da verstreuten Klumpen Fleisch wies, vielleicht die Absurdität der Bemerkung – ließ Perelman abrupt bitter auflachen.

»Und jetzt finden Sie das auch noch komisch«, schrie die Frau.

»Was wird der Besitzer dazu sagen?«

»Nein, es ist nicht komisch«, erwiderte Perelman. »Er hatte gestern Geburtstag.«

»Demnach kannten Sie den Hund?« Die Frau stampfte wütend auf. »Sie kannten ihn ... und haben ihn trotzdem erschossen!«

»Selbstverständlich kannte ich ihn«, erwiderte der Chief. »Es war meiner.«

Hinter Miami ging der FBI-Helikopter in Sinkflug über das blaugrüne Wasser der Biscayne Bay, zunächst in Richtung Süden, dann nach Westen, als er den langen grünen Ausläufer des Nationalparks erreichte, der den oberen Endpunkt der Florida Keys markierte. Assistant Director in Charge Walter Pickett, der auf dem Co-Piloten-Sitz des Bell 29 angeschnallt war, verfolgte die Route auf einer Karte, die auf seiner dünnen Aktentasche lag, welche wiederum auf seinen Knien ruhte. Es war kurz vor vierzehn Uhr, und der strahlende Sonnenschein, der von der ruhigen See reflektiert wurde, war überwältigend, trotz seiner Sonnenbrille und der getönten Scheiben des Helikopters. Entsalzungsanlagen und Korallenriffe machten der dünnen Kette tropischer Inseln Platz, die durch eine vierspurige Schnellstraße verbunden wurden wie Perlen auf einer Schnur. Gepflegte Zufahrten tauchten auf, dann ganz plötzlich Anwesen und Yachten. Diese wiederum machten etwas Platz, das wie ein malerisches Fischerdorf wirkte, dann Reihen von identischen Appartementblöcken und dann wieder dem Ozean. Und dann wieder eine Insel; noch ein dünnes Highway-Band, nur von Wasser umgeben, noch eine Insel. *Plantation Key*, vermutete Assistant Director Pickett. Die Geschwindigkeit des Heli und seine geringe Flughöhe machten es schwierig, der Karte zu folgen.

Jetzt drehte der Heli scharf nach Osten ab, fort von der Inselkette und hinaus auf die offene See. Sie flogen so lange – zehn Minuten, vielleicht länger –, dass Pickett sich zu fragen begann, ob der Pilot sich verirrt hatte. Vor ihnen erstreckte sich bis zum Horizont nichts als Blau.

Doch nein, das stimmte nicht ganz. Wenn er hinter seiner Sonnenbrille die Augen zusammenkniff, konnte Pickett so gerade eben einen winzigen grünen Fleck ausmachen, der immer wieder

fast kokett hinter den am weitesten entfernten Wellen aufblitzte. Er sah einen Moment länger hin, dann langte er nach hinten auf die Passagiersitze und griff sich das schwere Marine-Fernglas. Durch das Fernglas verwandelte sich der Fleck in eine in sich abgeschlossene grüne Oase, ein winziges Ökosystem inmitten des Ozeans.

Er senkte das Fernglas. »Ist sie das?«

Der Mann nickte.

Pickett schaute auf die Karte. »Hier ist nichts eingezeichnet.«

Der Mann nickte erneut, diesmal mit einem Grinsen. »Ich frage mich immer noch, was dieses winzige Fleckchen Land wohl kostet.«

Pickett musterte die Insel noch einmal, während der Heli über ein Korallenriff schwirrte. Er näherte sich nun rasch, das ruhige Wasser verwandelt sich in helles Smaragdgrün, wo der Boden flacher wurde. Was wie ein wilder Dschungel ausgesehen hatte, gliederte sich nun wie Grenadiere zu eng geschlossen stehenden, aufrechten Palmenreihen. Zwischen den Bäumen konnte er Schemen erkennen, porzellanweiß vor dem Grün: strategisch positionierte Wachtürme, diskret, doch mit Maschinengewehren ausgestattet. Und nun tauchte ein lang gestrecktes niedriges Bootshaus auf, kunstvoll verborgen in der grünen Vegetation, in dem man mit Mühe zwei Schiffe ausmachen konnte, direkt neben einem langen Pier, der sich in die türkise Weite erstreckte.

Der Heli wurde langsamer und schwebte über dem Bootshaus. Auf der anderen Seite des Piers waren zwei Hubschrauberlandeplätze auf dem Wasser errichtet worden. Sie funkelten, als würden sie selten genutzt.

Der Pilot kreiste im Sinkflug und landete sauber auf einem der Plätze. Pickett ergriff seine Aktentasche, öffnete die Tür und trat hinaus ins blendende Sonnenlicht. Während er das tat, traten zwei Männer aus dem Schatten unter den Bäumen und liefen den Pier hinunter, um ihn in Empfang zu nehmen. Ihre Haut hatte die Farbe von Zimt, und sie trugen schwarze Barette, oliv-

farbene Uniformhemden und dazu passende, ordentlich gebügelte Shorts. Direkt aus den britischen Kolonien, mit einem Hauch Karibik.

Sie lächelten, gaben ihm die Hand und führten Pickett den Pier hinunter und über anmutig geschwungene Pfade aus Muschelkalk, durchbrochen von Marmorbänken, die inmitten der üppigen tropischen Blütenpracht standen. Sie erklommen eine Marmortreppe, folgten einem weiteren Pfad, stiegen weitere Stufen hinauf. Trotz der Sonne war es unter den Palmen kühl, und in der nach Blumen duftenden Luft wehte eine sanfte, doch stetige Brise. Hin und wieder erspähte Pickett Gebäude zwischen den Bäumen. Sie waren aus Alabastermarmor, wie alle anderen Bauten. Hier und dort stolzierte ein Pfau über den Weg, und riesige Papageien starrten aus Zylinderputzerbäumen auf sie herab. Die Insel schien nur dünn besiedelt, von nur wenigen Männern und Frauen, auf die Pickett in unregelmäßigen Abständen durch Lücken zwischen den Bäumen oder über weite, grüne Rasenflächen hinweg einen Blick erhaschte, alle ebenso bekleidet wie seine Führer.

Schließlich, nach einer letzten, noch großartigeren und höheren Treppe, die an einer Poseidon-Statue vorüberführte, blieben die beiden Führer vor einem schattigen Durchgang stehen. Sie bedeuteten ihm, allein weiterzugehen. Er dankte ihnen, hielt einen Moment inne und betrat dann den Bogengang.

Er fand sich in einer überdachten Kolonnade wieder, gestützt von korinthischen Säulen aus demselben schneeweißen Marmor. Während er dahinschritt, malte die Sonne Streifen auf den Weg, und das entfernte Murmeln von Gesprächen vor ihm wurde vom Vogelgesang fast übertönt. Am anderen Ende öffnete sich die Kolonnade in ein Peristyl, das einen mit Topfpflanzen gesäumten Hof umgab. In dessen Mitte bespritzten zwei kunstvoll ausbalancierte Springbrunnen-Engelchen einander schelmisch mit Wasser.

Am Ende des Hofes standen mehrere Stühle unter einem Re-

benspalier, und hier endlich erblickte Pickett Special Agent Pendergast. Er trug einen weißen Leinenanzug ähnlich dem, an den sich Pickett von einem Treffen vor ungefähr vierzehn Tagen in einer Rooftop-Bar in Miami Beach erinnerte. Er hatte ein Bein über das andere geschlagen und trug wunderbar gearbeitete Slipper aus butterweichem Leder an den Füßen.

Zwei Männer in der gleichen omnipräsenten Uniform standen zu beiden Seiten des Spaliers. Und noch jemand war anwesend. Zu Picketts Überraschung saß auf dem Stuhl direkt neben Pendergast eine Frau. Sie war jung, Anfang zwanzig, und als Pickett näher trat, sah er, dass sie auffallend schön war, mit violetten Augen und kurzem, schwarzem, zu einem eleganten Bob geschnittenem Haar. Sie war in helles Organdy gekleidet und hielt ein Buch in der Hand – offensichtlich ein französisches Buch mit dem Titel *Á rebours*. Sie musterte ihn mit kühlem Gleichmut, der in Pickett aus irgendeinem Grund Unbehagen auslöste. Das musste Constance Greene sein, Pendergasts Mündel. Er hatte ein wenig über sie gehört und versucht, mehr herauszufinden, doch es schien nur spärliche Informationen zu geben, selbst in den Datenbanken des FBI. Sie hatte etwas beinahe Unirdisches an sich, das er nicht näher benennen konnte. Vielleicht lag es an den Augen. Es war, dachte Pickett, als hätten diese Augen, so kühl und ruhig, alles gesehen und wären deshalb durch nichts zu erschüttern.

Die junge Frau räusperte sich und setzte zum Sprechen an, und Pickett, der sich bewusst wurde, dass er sie anstarrte, wandte den Blick ab.

»O seht, mein Prinz«, sagte sie mit überraschend tiefer, samtiger Altstimme. »Es kommt.«

»Engel und Boten Gottes, steht uns bei«, murmelte Pendergast.

»Wie bitte?«, fragte Pickett nach einem Moment und trat einen Schritt vor.

»Sie müssen Constance ihre kleinen Scherze vergeben.« Pendergast wandte sich an sie. »Mein Liebe, ich fürchte, Assistant

Director in Charge Pickett teilt deine Vorliebe für literarische Anspielungen nicht.«

Sie nickte. »Vielleicht ist das zum Bessern.«

Pendergast winkte Pickett zu einem leeren Stuhl. »Bitte, nehmen Sie doch Platz. Wenn ich Sie miteinander bekannt machen darf: Assistant Director in Charge Walter Pickett vom FBI – mein Mündel, Constance Greene.«

Pickett gab ihr die Hand, setzte sich und stellte seine Aktentasche ab. In der darauf einsetzenden Stille ließ er den Blick über den Hof die von imposanten Palmen gesäumte Kolonnade hinunterwandern. In der Ferne, jenseits der Vegetation, konnte er das helle Jadegrün des Ozeans ausmachen. Es war ein wunderbarer Ort, unwahrscheinlich privat, unwahrscheinlich friedlich und zweifellos unwahrscheinlich teuer.

Pickett missfiel unnötige Opulenz. Dennoch sprach ihn dieser Ort auf einer tieferen Ebene an. Er schien so elegant und exklusiv wie ein über einen Wasserfall gewölbter Regenbogen. Ja, er könnte sich in der Tat daran gewöhnen.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« Pendergast hob sein Glas, das eine wolkige, scharlachrote Flüssigkeit enthielt.

»Was ist das?«, fragte er.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Unsere Gastgeber versicherten mir, es sei ein einheimisches Gebräu, gut für die Verdauung.«

»Probieren Sie es nicht«, warnte Constance. »Ich habe an dem ›einheimischen Gebräu‹ genippt, und es schmeckte nach gepökeltem Formaldehyd.« Sie wies auf Pendergast. »Er trinkt es praktisch seit unserer Ankunft. Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass sein Kopf schon angefangen hat zu schrumpfen?«

Als Antwort nahm Pendergast einen kräftigen Schluck. »Constance, zwing mich nicht, dich ohne Abendessen auf dein Zimmer zu schicken.«

»Darf ich fragen, was Sie trinken?«, wandte sich Pickett an sie.

»Lillet Blanc mit einer Scheibe Limette.«

Pickett war auch nicht geneigt, dieses Getränk auszuprobieren. Pendergast winkte einen der uniformierten Männer herbei, der nach Picketts Wünschen fragte. »Daiquiri«, sagte er. Der Mann zog sich mit einem angedeuteten Nicken zurück. Er kam nahezu umgehend mit dem Getränk wieder und stellte es vor ihm ab.

»Typisch für Sie, einen solchen Ort zu finden«, sagte Pickett. »Irgendwie erinnert er mich an Atlantis.«

»Und mir gefällt Atlantis«, erwiderte Pendergast in seinem honigsüßen Südstaatentonfall. »Die Natur wird zweifellos alsbald für seinen Untergang sorgen. Jetzt schien die ideale Zeit, sich daran zu erfreuen.«

»Ich hatte nicht damit gerechnet, so bald zurück in Florida zu sein«, sagte Pickett. »Doch ich musste gestern Nachmittag vor einer Grand Jury erscheinen. Im Brokenhearts-Fall.«

Pendergast nickte. »Meine Gegenwart war ebenfalls erbeten. Ich habe Anfang der Woche Zeugnis abgelegt.«

Pickett hatte bereits gewusst, dass Pendergast vor der Grand Jury erschienen und noch in Florida war – er hatte nur nicht gewusst, wo. Es herauszufinden hatte ihn mehr Zeit und Mühen gekostet, als er sich eingestehen mochte.

»Überaus freundlich von Ihnen, uns in unseren Ferien einen kleinen Besuch abzustatten«, sagte Pendergast. »Ich nehme an, Sie sind auf dem Weg zurück nach New York?«

Gottverdammte, wurde der Kerl es nie leid, ihm auf den Sack zu gehen? Pendergast wusste verdammt genau, dass Pickett ihm keinen Höflichkeitsbesuch abstattete. Diese Sache war zum schlimmstmöglichen Zeitpunkt passiert, gerade als er auf die Versetzung auf eine leitende Position in Washington hoffte. »Eigentlich bin ich noch nicht auf dem Weg in den Norden. Ich muss nach Captiva Island.«

Pendergast nippte an seinem Drink. »Ah.«

Pickett nickte kurz. »Dort entwickelt sich ein Fall, noch während wir reden, ein äußerst einzigartiger Fall. Heute Vormittag

wurde eine große Zahl an Füßen – menschlichen Füßen – an Land gespült, jeder in einen grünen Schuh gehüllt.«

Pendergast zog die Augenbrauen hoch. »Wie viele?«

»Die Flut treibt immer noch mehr heran. Bei der letzten Zählung waren es knapp fünfzig.«

Pendergast und Constance Greene verharrten in Schweigen. Pickett langte nach unten und klappte seine Aktentasche auf. Ihm war etwas unbehaglich dabei, im Beisein von Miss Greene vertrauliche Informationen an Pendergast weiterzugeben. Doch er hatte gehört, dass sie nicht nur Pendergasts Mündel, sondern auch seine Sekretärin und Rechercheurin war. Abgesehen davon spürte er, dass die Bitte, sie beide allein zu lassen, für seine Mission nicht hilfreich sein würde – um es gelinde auszudrücken.

»Niemand weiß, woher die Füße stammen, warum es so viele sind, wem sie gehörten oder sonst etwas«, fuhr er fort, während er einen großen Ordner mit Fotografien aus der Aktentasche zog und ihn Pendergast reichte. »Deshalb wurde das FBI hinzugezogen, ebenso wie die Küstenwache und die lokalen Behörden. Wir werden eine Taskforce bilden.«

»Wurden irgendwelche Gemeinsamkeiten festgestellt?«, fragte Pendergast und blätterte durch die Fotos. »Alter, Geschlecht, Rasse?«

»Dafür ist es noch zu früh. Noch immer stoßen Vertreter der Strafverfolgungsbehörden hinzu, und die Überreste sind auf dem Weg in die Rechtsmedizin in Fort Myers. Der Ort des Verbrechens ist nicht einfach zu sichern. In zwölf bis vierundzwanzig Stunden wissen wir mehr.«

Constance Greene setzte sich auf. »Sie bezeichnen es als Ort des Verbrechens. Wie können Sie dessen gewiss sein?«

Pickett setzte zu einer Antwort an und hielt dann inne. Die Frage war entweder äußerst scharfsinnig oder sehr dumm. Was konnte es außer einem grauenhaften Massenmord sein? »Die Füße zeigen Spuren eines extremen Traumas: zerrissenes Fleisch, gebrochene und abgehackte Knochen. Ich kann mir keinen Unfall

oder irgendwelche anderen Umstände vorstellen, die Verletzungen dieser Art zur Folge hätten.«

»Bis jetzt sind nur Füße angespült worden, sagen Sie? Keine anderen Körperteile?«

»Keine. Der Rest der Überreste wurde noch nicht gefunden.«

»Sie sprechen von Überresten. Woher wissen Sie, dass die Menschen, denen diese Füße einst gehörten, tatsächlich tot sind?«

»Ich –« Pickett schwieg einen Moment. »Das wissen wir nicht. Wie ich schon sagte, dieser Fall scheint einzigartig zu sein.« So sehr ihn diese bohrenden Fragen auch reizten, war er doch vorsichtig genug, das Wort *einzigartig* besonders zu betonen.

»Das kann ich mir vorstellen. Ich danke Ihnen, Mr. Pickett.« Und Constance ließ sich wieder in ihren Stuhl zurücksinken wie eine Anwältin nach der Durchführung eines Kreuzverhörs. Pendergast reichte ihr den Ordner mit Fotografien. Pickett zuckte innerlich zusammen, sagte aber nichts.

»Faszinierend«, sagte Pendergast. »Doch ich nehme an, dass Sie diesen Umweg nicht gemacht haben, um ein paar nette Worte über einen seltsamen Fall zu wechseln.«

»Nein.« Pickett hatte bereits begonnen, sich an die fremdartige Umgebung zu gewöhnen, und spürte wieder festen Kommandoboden unter den Füßen. »Obwohl es tatsächlich kein großer Umweg für mich ist. Wie schon erwähnt, befinde ich mich augenblicklich auf dem Weg nach Captiva. Und ich hätte gern, dass Sie mich begleiten.«

»Ich verstehe«, erwiderte Pendergast nach kurzem Schweigen.

»Und warum das, wenn mir die Frage gestattet ist?«

»Alle Anzeichen sprechen für einen außerordentlich ungewöhnlichen und schwierigen Fall. Ich glaube, Ihre Erfahrung könnte ... nützlich sein.«

»Ihr Vertrauen in meine Erfahrung ehrt mich. Doch wie Sie sehen können, befinden wir uns in den Ferien.«

Pickett fiel auf, dass Constance mit unverhohlenem Interesse die Fotografien betrachtete. »Ich hätte gedacht, dass von all den

Agenten unter meinem Kommando gerade Sie den Fall faszinierend finden würden«, sagte er.

»Unter normalen Umständen vielleicht. Doch Constance und ich haben unseren Urlaub noch nicht beendet.«

Pickett holte tief Luft. »Nichtsdestotrotz möchte ich, dass Sie einen Blick auf den Schauplatz werfen.« Er wusste, dass er Pendergast befehlen konnte, den Fall zu übernehmen, doch war dies eine Taktik, die sich mit Sicherheit rächen würde.

Pendergast trank aus. »Sir«, sagte er. »Sie gestatten mir ein offenes Wort, nehme ich an?«

Pickett winkte ab.

»Sie haben mir bereits befohlen, meine New Yorker Wurzeln auszureißen und nach Florida zu reisen, um an einem Fall zu arbeiten. Und nun bitten Sie mich, ›einen Blick‹ auf einen zweiten zu ›werfen‹. Um ganz offen zu sein, mir gefällt die Vorstellung, nach Lust und Laune Fälle an fernen Orten zu übernehmen, nicht sonderlich. Ich würde es vorziehen, an meine eigentliche Arbeitsstätte zurückzukehren – und das ist New York. Abgesehen davon scheint das Problem, wenn ich nach Ihrer Beschreibung gehe, außerhalb meiner Kernkompetenz zu liegen. Es klingt nicht nach dem Werk eines Serienmörders. Die Umstände mögen interessant sein, aber ich kann keinerlei abweichenden psychologischen Ansatz erkennen. Und es wäre nicht sonderlich ritterlich von mir, Constance schutzlos hier zurückzulassen.«

»Mach dir keine Gedanken, Aloysius«, sagte Constance und reichte die Fotografien zurück. »Man kann diesen Ort hier wohl kaum als ›schutzlos‹ bezeichnen. Abgesehen davon habe ich Huysmans, um mir Gesellschaft zu leisten.« Mit einem knappen Nicken wies sie auf das Buch, das neben ihr lag.

Pickett dachte nach. Er konnte Gibbons, Fowler oder Sing damit betrauen. Doch ein Bauchgefühl sagte ihm, dass dieser Fall so bizarr war – so sui generis –, dass Pendergast die beste Waffe in seinem Arsenal war. Der Brokenhearts-Fall hatte das bereits be-

wiesen. Er zog erneut in Betracht, Pendergast zu befehlen, ihn zu begleiten. Tatsache war, dass Pendergasts neckische Weigerung an Insubordination grenzte. Picketts übliche Ungeduld begann sich einzustellen. Er war den ganzen Weg hierhergereist, er hatte Pendergasts Launen ertragen, ihm köstliche Häppchen unter die Nase gehalten. *Er* wollte auch zurück nach New York, und die Zeit verstrich. Er erhob sich.

»Hören Sie, Pendergast«, sagte er. »Begleiten Sie mich. Ein Helikopter wartet auf uns. Wir sehen uns den Fundort an. Nur *ansetzen*, um Himmels willen. Die Einzelheiten können wir danach besprechen. Bei einem Teller Steinkrabbe.«

Pendergast, der müßig sein leeres Glas betrachtet hatte, hob langsam den Blick. »Steinkrabbe?«